

Bildung und Eliten

Barbara Naumann

„Man kann heute in ungeheurer Allgemeinheit die Wahrnehmung machen, dass unsere Gelehrten von jener Bildungshöhe abgefallen und heruntergesunken sind, die das deutsche Wesen unter den Bemühungen Goethe’s, Schiller’s, Lessing’s und Winckelmann’s erreicht hatte: ein Abfall, der sich eben in der gräßlichen Art von Missverständnissen zeigt, denen jene Männer unter uns, bei den Literaturhistorikern ebenso wohl [...] als in jeder Geselligkeit, ja fast in jedem Gespräch unter Männern und Frauen, ausgesetzt sind. [...] Aber diese selbe *Wahrnehmung* werden wir auf allen Feldern der pädagogischen Wirklichkeit zu *machen* haben: das Leichtere *und* Bequemere hüllt sich *in* den Mantel prunkhafter Ansprüche und stolzer Titel: das eigentlich Praktische, das zur Bildung gehörige Handeln, als das im Grunde Schwerere erntet die Blicke der Missgunst und Geringschätzung: weshalb der ehrliche Mensch auch dieses Quidproquo sich und anderen zur Klarheit bringen muss.“¹

In diesem Zitat zweifelt ein besorgter Kritiker zugleich an der Qualität der Bildung wie auch an der Berichtigung der vorherrschenden Bildungsidee. Die Gelehrten seien gelehrt, aber nicht mehr gebildet. Ihnen fehle die richtige Ausbildung in der Praxis, eben „das zur Bildung gehörige Handeln“. Diese kritische Überlegung, wiewohl sehr aktuell, ist nicht neu; sie ist sogar erstaunlich alt. Denn der hier spricht ist kein anderer als Friedrich Nietzsche, der sich im Jahr 1872 in einer Vortragsreihe in Basel „Über die Zukunft unserer Bildungsanstalten“ Gedanken machte. Schon damals hegte er deutliche Zweifel

¹ Friedrich Nietzsche: Über die Zukunft unserer Bildungsanstalten. Vortrag II [1872]. KGW

Barbara Naumann

daran, ob ein sinnvoller Zusammenhang zwischen Bildung, ihrem Nutzen und den aus ihrer Formalisierung resultierenden elitären Ansprüchen gegeben sei. Etwas zugespitzt könnte man sagen, Nietzsche war einer der ersten, der den Umstand aussprach, dass es hoch ausgebildete Wissenseliten gibt, die aufgrund ihrer Spezialisierung nicht anders als bildungsfern zu bezeichnen sind. *Bildungsferne Wissenseliten* –, so könnte man mit Nietzsche und vielleicht etwas überspitzt eine heute immer stärker wachsende Gruppe von hochspezialisierten Leistungsträgern in den Wissenschaften, in Wirtschaft, Politik etc. bezeichnen. Zweifelsohne ist diese Situation ein Ergebnis der arbeitsteilig spezialisierten Wissensgesellschaft und ihren stets wachsenden Anforderungen an beschleunigte, zweckorientierte, rationalisierte Ausbildungsformen.

In der gegenwärtigen Situation, in der Bildungssysteme einem permanenten Veränderungs- und Anpassungsdruck an immer neue Anforderungen unterliegen, scheint mir das Nachdenken über den Zusammenhang zwischen Bildung in der so genannten Wissensgesellschaft und der Entstehung, der Funktion und dem Selbstverständnis von Eliten lohnend und auch geboten. Es ist allgemein bekannt, dass der Zugang zu Wissen und Bildung schon seit dem späten 18. Jahrhundert nicht mehr allein an ständische Privilegien gebunden war, sondern mehr und mehr in den Dienst der arbeitsteilig organisierten „Funktionsgesellschaft“ – so Reinhart Kosellek – gestellt wurde. Entsprechend erschloss sich der Zugang zu Eliten, anders als in der höfischen Gesellschaft, nicht mehr ausschließlich über überkommene und übernommene Privilegien, also über Herkunft und Genealogie, Vermögen, Landbesitz, Titel etc. Besonders aber seit den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts wurde der Zugang zur formalen Bildung demokratischer und der Vorstoß in die Spitzen wissenschaftlicher, ökonomischer und anderer relevanter gesellschaftlicher Gruppen für breitere gesellschaftliche Schichten in einer vorher nicht bekannten Weise möglich.

Bildung und Eliten

Eliten sind heute nicht einfach identisch mit einer gesellschaftlich-wirtschaftlichen oder politischen Führungsschicht. Hervorgetrieben durch die grundlegende arbeitsteilige Spezialisierung der Gesellschaft, differenziert und verflüssigt sich auch das Elitekonzept immer mehr. Der Begriff selbst taucht entsprechend kaum noch als ein singulärer Begriff auf. Wer wüsste schon zu sagen, was eine generelle Elite sein, wer ihr angehören sollte. Meist sprechen wir von Eliten im Kompositum: Bildungselite, Wirtschaftselite, Sportelite, Unterhaltungselite, Informationselite, etc. Der große Einfluss, den Eliten außerhalb der Bildungssphäre, zum Beispiel im massenmedial aufbereiteten Sport und in der so genannten *Celebrity Culture* der Unterhaltungsindustrie – um nur zwei Beispiele zu nennen – auf gesellschaftliche Entscheidungsprozesse ausüben können, ist enorm und wäre eine eigene Untersuchung wert. Diesen Aspekt lasse ich hier und heute aber beiseite. In jedem Fall gibt es auf vielen Gebieten und nicht zuletzt in Forschung und Wissenschaft eine große Zahl höchst qualifizierter und einflussreicher Personen und Gruppen, also Eliten, die in äußerst begrenzten Wissensgebieten über Expertisen verfügen und die aus der Perspektive eines geisteswissenschaftlich profilierten Bildungsbegriffs gleichwohl als „bildungserne“ Schichten bezeichnet werden müssten.

Das war nicht immer so. Für einen Physiker gehörte noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts ebenso wie für einen Philosophen oder Literaturwissenschaftler selbstverständlich eine fundierte literarische, historische und sogar artistische (Hausmusik!) Bildung, gehörte Bildung allgemein zum wissenschaftlichen Selbstverständnis.

Überhaupt scheint es aber schwierig zu sein, über Bildung nicht im Modus der Vergangenheit nachzudenken, nicht dem Schema „früher war es besser“ zu folgen. Bildung, so ist man geneigt anzunehmen, ist immer das, was frühere Generationen mehr als die eigene charakterisierte, nämlich die gelungene Verbindung von Wissen, lebensweltlicher Orientierung und persönlicher Entfaltung, die nicht zuletzt auch geisteswissenschaftliche Inhalte implizierte.

Barbara Naumann

Bildung ist schon bei Nietzsche, wie auch heute, das, woran es *prinzipiell* mangelt. Der Begriff Bildung ist so umfassend, dass mit ihm beinahe automatisch ein immerwährender Mangel assoziiert ist. In der traditionellen humanistischen Vorstellung strebte man idealiter nicht nur bei höheren Schul- und Universitätsabschlüssen nach Bildung, sondern man bildete sich und seine Persönlichkeit gewissermaßen immer: durch Lektüre, durch die Bildungsanstalt des bürgerlichen Theaters, durch die Auseinandersetzung mit Kunst und nicht zuletzt auch mit der Natur. Dies war schon im 19. Jahrhundert ein überdimensioniertes Ziel, besser, ein Ideal, dessen Realisierung nicht nur am praktischen Durchsetzungsvermögen krankte, sondern dessen Hypertrophie, Totalitätsstreben und dessen in Deutschland sehr prägnante Verbindung mit einem nationalstaatlichen Denken von vielen Seiten Widerspruch erfuhr.

Zumindest einige Punkte auf der positiven Seite eines Bildungsbegriffs, der das fachliche Wissen mit literarischen und philosophischen Traditionen, mit den Künsten und dazu anspruchsvollen Persönlichkeitsaspekten zusammengeführt sehen wollte, sollen dennoch nicht unerwähnt bleiben, da sie bis heute zumindest zu den von Leistungsträgern erwarteten Fähigkeiten zählen: Bildung äußerte sich und war darstellbar unter anderem in performativen Vermögen, also in dem, was Nietzsche das „zur Bildung gehörige Handeln“ nennt. Dazu gehörte zum Beispiel, gut sprechen und stilistisch und grammatisch ansprechend schreiben zu können; dazu gehörte vielleicht sogar die Fähigkeit zu musizieren oder zu zeichnen oder Kunst zumindest beurteilen zu können. Viele große Gelehrte des 19. und noch des 20. Jahrhunderts wirkten nicht allein als spezialisierte Fachwissenschaftler. Sie verdankten vor allem auch ihre wissenschaftlichen Erkenntnisse einem Bildungskonzept, das auf die Integration geisteswissenschaftlicher und sogar musiche Fähigkeiten setzte. Mit Namen wie Hermann von Helmholtz, Werner Heisenberg oder Ludwig Fleck verbinden sich nicht nur die Assoziationen ihrer Wissenschaftsgebiete, also Thermodynamik, Atomphysik und die Theorie des Denkkollektivs, sondern

Bildung und Eliten

auch die Vorstellung von weithin gebildeten Mitmenschen, die nicht zuletzt aufgrund ihrer Befassung mit Literatur und Kunst unter in der Lage waren, jenseits ihrer szientifischen Formelsprache stilistisch anspruchsvolle Texte zu verfassen. Für Mediziner wie Sigmund Freud und Arthur Schnitzler galt in herausragendem Maße, dass ihr Stilvermögen und die genaue Kenntnis literarischer Texte eine eigene fiktionale Textproduktion ermöglichte (Schnitzler) oder sogar grundlegend zur Entwicklung der Theorie und klinischen Praxis – im Falle Freuds der Psychoanalyse – beitrug. Und noch ein letztes Beispiel: Der französische Verhaltensbiologe und Entomologe Jean-Henri Fabre wird heute auch von Nicht-Biologen vor allem wegen seiner lebendigen und anschaulichen Beschreibungskunst, also aufgrund der literarischen Aspekte seines Werks gelesen, eines Werks des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts, das sich mühelos mit Goetheschen Vorstellungen von anschaulicher Wissenschaft in Verbindung bringen ließe.

Genug solcher Beispiele; so positiv oder bewundernswert sie auch sein mögen, sie standen auch in ihrer Zeit für Ausnahmeherscheinungen in der Wissenschaftswelt. Heute von einem Naturwissenschaftler stilistisch ansprechende und nicht formelhafte Darstellungen seiner Forschung zu erwarten, wäre selbstverständlich ein Anachronismus: *tempi passati*. Zum anderen galt, wie stellvertretend das zitierte Statement Nietzsches zeigen sollte, auch schon im 19. Jahrhundert ein umfassendes Bildungsziel längst nicht für alle, die ambitioniert in Sachen Erziehung und Wissenschaft tätig waren, und dies nicht allein aus ökonomischen Gründen. Auch zu Zeiten, da einseitiges Spezialwissen als zu eingeschränkt empfunden wurde, artikulierte sich Skepsis gegen einen auf die Totalität des Subjekts zielenden, klassisch-humanistischen Bildungsbegriff, der zudem als ein *typisch deutscher* Begriff angesehen wurde.²

² Wilhelm Voßkamp: „Ein anderes Selbst“. Bild und Bildung im deutschen Roman des 18. und 19. Jahrhunderts. Göttingen (Wallstein) 2004, S. 20.

Barbara Naumann

– Die aktuellen Fragen nach möglichen oder gar wünschbaren Zusammenhängen zwischen Bildung und dem, was von Eliten in einem großen europäischen Kulturraum und im Kontext eines aus der Globalisierung erwachsenden Konkurrenzdrucks zu erwarten ist, können selbstverständlich nicht mit einer Verklärung der Vergangenheit und daraus resultierenden restaurativen Forderungen nach einem sich stets ganzheitlich reflektierenden Subjekt beantwortet werden. Vielmehr stellt sich die Frage, wie wir mit der zunehmenden Spezialisierung, mit der Umstrukturierung von Wissensständen umgehen wollen, die fast oder gänzlich ohne eine Verankerung in *den* Gebieten auszukommen meinen, die man traditionell als Geisteswissenschaften und moderner als kulturelles, literarisches und artistisches Wissen bezeichnen kann.

Ich lebe in der Schweiz, einem Land, das traditionell vor allem aus religiösen und politischen Gründen wenig Vertrauen in die Elitebildung gesetzt hat. Bis heute spürt man im Alltag eine protestantisch-egalitäre Grundhaltung. Dies äußert sich nicht nur in den bekannten Modi der politischen Volksabstimmungen, sondern im generellen kulturellen Klima. Ein eher zurückhaltender Diskussionsstil, bei dem man nicht durch laute Thesen auffällig werden will, ist häufig anzutreffen und wird von damit nicht Vertrauten zuweilen fälschlich als Mangel an Konfliktfähigkeit interpretiert. Ein Beispiel für eine gewisse schweizerische Resistenz gegenüber elitären Bildungskonzepten ist auch die späte Gründung einer Studienstiftung nach deutschem Vorbild, nach der Studienstiftung des deutschen Volkes. Das schweizerische Pendant wurde erst zum Ende der 1990er Jahre ins Leben gerufen und befindet sich immer noch in einer Auf- und Ausbauphase. Zugleich aber hängt dem Land nach Außen hin das Image eines elitären kleinen Landes an. Ich beziehe mich hier auf das Modell eines mehrsprachigen Landes, eines kleinen Staatsgebildes mit deutschen, französischen, italienischen und rätoromanischen Sprachanteilen. (Zum Glück ist hier das Thema nicht die Geld-

Bildung und Eliten

und Europapolitik, sondern es sind europäische Perspektiven auf die Bildung.) Könnte man die Schwierigkeiten und Chancen, die in der Schweiz in Bezug auf das Modell der Mehrsprachigkeit diskutiert werden, zum Ausgangspunkt von Überlegungen zu einem Elitekonzept in europäischen Rahmen nehmen?

Nun, man muss sehen, dass das Modell auch in der Schweiz nicht unumstritten ist und dass in den einzelnen Landesteilen und Sprachgruppen die Mehrheit der Menschen es nicht vermag, souverän auch nur eine oder gar mehrere andere Landessprachen zu beherrschen. Kürzlich wurde sogar in der deutschen Schweiz das Französische als erste Fremdsprache zugunsten des Englisch aufgegeben. Man setzt so stark auf diese neue Lingua franca, dass sogar in den Kindergärten schon das so genannten „Frühenglisch“ spielerisch erlernt werden soll. Generell findet man aber überall in der Schweiz einen hohen Grad von Sensibilisierung für Sprachprobleme und sprachliche Vielfalt, und die Entscheidung für die Dominanz des Englischen ist alles andere als unumstritten. Man passt sich dem Zwang zum Globish, zum Global English zwar an, um in den Wissenschaften, der Forschung und Ökonomie weiterhin Spitzensätze belegen zu können, pflegt aber die sprachliche und kulturelle Vielfalt durch einen im Grossen und Ganzen immer noch umfassenden und differenzierten Sprachunterricht auf den verschiedenen Schulniveaus. Die Dominanz des Englischen wird wohl pragmatisch durchgeführt und ertragen, aber die kulturelle und emotionale Situierung vollziehen die meisten Schweizerinnen und Schweizer über eine innige Beziehung zum Dialekt und in der Auseinandersetzung mit der jeweiligen offiziellen Hochsprache. Insofern ist die schweizerische Sprachlandschaft topisch als eine mehrsprachige und zugleich als zwischen Dialekt und Hochsprache gedoppelte zu verstehen. Wir finden hier Diversität und sprachliche Dichte auf kleinem Raum und daher mit einem großen Potential für die Sensibilisierung in sprachlichen Dingen. Die Schweiz ist, mit anderen

Barbara Naumann

Worten, in einem komplexen Sinne „polyphon.“³ Dass Sprache mehr ist und anderes verkörpert als ein Instrument des wirtschaftlichen, wissenschaftlichen und touristischen Austauschs, dass sich mit der Sensibilisierung für Sprache und Sprachen das Denken auch anderen als instrumentell-pragmatischen Aspekten zuwenden kann, leuchtet in einer solchen Sprachsituation besonders gut ein. Man würde sich in der Schweiz aus oben genannten Gründen äußerst ungern als ein *sprachelitäres* Land bezeichnen. Doch der Blick von außen zeigt, dass die Situation der bewussten und gepflegten Mehrsprachigkeit auf breiter Basis eine reflektierte Auseinandersetzung mit der eigenen und mit anderen Kulturen mit sich bringt.

Wenn ich im Zusammenhang mit der Diskussion einer geförderten Mehrsprachigkeit jetzt zögere, den Begriff des Elitären ins Spiel zu bringen, dann hat das mehrere Gründe. Zum einen wird es im Interesse einer vielsprachig und kulturell differenziert gestalteten europäischen Zukunft verstärkt darauf ankommen, Mehrsprachigkeit zu fördern, und das nicht nur für kleine Gruppen besonders Sprachbegabter oder Sprachinteressierter. Das Schweizer Modell, das auch noch in diesem Land noch eher als ausbaufähig denn als bereits erreicht gilt, wäre als ein Modell der Sprachsensibilisierung zu verstehen, das sich gerade nicht durch elitäre Aspekte auszeichnet, sondern sensibel die kulturelle Gegebenheit der Sprachenvielfalt reagiert. Dazu gehört neben dem Sprachunterricht aber auch die Thematisierung der Möglichkeiten und vor allem der Grenzen von Übersetzung. Zu wissen, dass nicht alles in der Sprache einfach zur Verfügung steht, dass eine verlust- und grenzenlose Übersetzung unmöglich ist, und dass Sprache mit dem rhetischen und phatischen Gehalt auch stets den kulturellen Kontext thematisiert, in dem sie steht –, all dies liefert Einsichten, die durch keine andere Form der Information und des Wissens ersetzbar ist. –

³ S. dazu den Band: Mehrsprachiges Denken, Penser en langues, Thinking in Languages. Hg.: Marco Baschera. Figuationen Heft 1&2, Köln, Wien, Weimar: Böhlau, 2009.

Bildung und Eliten

Wenn eine hohe Durchlässigkeit von Bildungsmöglichkeiten garantiert wird, wenn eine breite Basis dafür sorgt, dass besondere Interessen und förderungswürdige Neigungen sich auf einem generellen hohen Ausbildungsniveau abbilden können, ist es wohl möglich, als elitär geltende Konzepte zu demokratisieren.

Des Weiteren möchte darauf hinweisen, dass in den letzten 20 Jahren der gesellschaftliche Strukturwandel dazu geführt hat, den Elitebegriff selbst auszudifferenzieren. Man spricht von *Management* und *Führungsexpertise* im Zusammenhang mit anspruchsvollen Leitungsfunktionen, von *Exzellenz* im Zusammenhang mit herausragenden Wissenschaftsleistungen, etc. Den Komplex des Wandels von Eliten haben u.a. Soziologen, Kommunikationswissenschaftler, Psychologen, Ökonomen, Politologen, Juristen genau beobachtet.⁴ Festzustellen ist, dass Eliten einem starken Wandel unterliegen. Deren Herausbildung wird generell als ein wichtiger dynamischer Faktor der Wissensgesellschaft angesehen. Vor allem in jüngerer Zeit lässt sich beobachten, dass wissenschaftliche Eliten nicht allein durch Information und Wissensvermittlung gefördert werden können, sondern vor allem abhängig sind von ihrem eigenen flexiblen Kommunikationsverhalten und von der Fähigkeit, Netzwerke zu bilden.

An dieser Stelle möchte ich ansetzen, um noch einmal aus der Perspektive der Literaturwissenschaft, also aus geisteswissenschaftlicher Perspektive zu fragen, welche Chancen für diese Disziplinen bestehen, um an einer sinnvollen Elitebildung teilzunehmen und ggf. eigene hervorragende Aspekte einer breiteren Wahrnehmung zugänglich zu machen. Gegenüber dem Netzwerk- und

⁴ Hier sei stellvertretend die Studie genannt: Deutschlands Eliten im Wandel. Hg. Herfried Münkler, Grit Straßenberger und Matthias Bohlender, Frankfurt/M.: Campus Verlag, 2006.

Barbara Naumann

Kommunikationsenthusiasmus vieler Wissenschaften scheint die Kunst, scheint in Sonderheit die Literatur ein langsames, ein zeitaufwändiges und ein einsames Geschäft zu sein, denn heute wie vor 200 Jahren entsteht sie, entsteht ästhetisch anspruchsvolle Schrift und Sprache meist als Leistung einzelner. Literatur ist immer noch wesentlich ein Produkt der stillen Zurückgezogenheit am Schreibtisch. Daran konnten auch Versuche wie Netzwerkliteratur und Kettenromane und können selbst publikumswirksame Events wie Poetry Slams oder Massenlesungen populärer Autoren nicht grundsätzlich etwas ändern. Und auch das Schreiben über Literatur ist trotz der Bedeutung von Forschernetzwerken und Projektverbünden mit viel scheinbar anachronistischer Einzelarbeit verbunden.

Und noch etwas wird deutlich: Literatur verlangt Muße, verlangt zeitlich extensive Hingabe. Dies ist in Zeiten des Internets und der ständig beschleunigten Wissensvermehrung fast schon ein provokanter Umstand. Aber die Verwerfungen, die Probleme und Schäden, die aus der Beanspruchung des einzelnen durch ständige Kommunikationsbereitschaft, durch permanente Anspannung entstehen, sind gesellschaftlich mehr als deutlich spürbar. Ich will hier in aller Kürze nur an die Erschöpfungssyndrome, Depressionen, an den so genannten Burnout erinnern, der Jahr für Jahr mehr Probleme für die Arbeitswelt und die Gesundheitssysteme produziert. Zu einer Elite, die an sich selbst den Anspruch stellt, gebildet und reflektierend zu sein, müsste es also gehören, immer wieder einmal von den Erfordernissen der eigenen Spezialisierung zurückzutreten, von der Überreizung durch Anforderungsprofile und der täglichen Beanspruchungen durch permanente Kommunikation Abstand zu gewinnen, und das zeitlich angespannte „processing of knowledge“ mit einer gewissen Muße zu unterlaufen. Zu einem Denken in verantwortungsvoller und weitsichtiger Weise gehört auch das Analysieren der Lebens- und Kommunikationsformen, in denen man sich weitgehend bewegen muss. Dafür hält das Studium der Literatur alle nur denkbaren Möglichkeiten bereit.

Bis vor nicht allzu langer Zeit war es offenbar möglich, voller Selbstbewusstsein die Unverzichtbarkeit des Faches Literatur ins Feld zu führen. Diesen Eindruck gewinnt man jedenfalls, wenn man folgende Aussage von Roland Barthes aus dem Jahre 1977 liest:

„Wenn durch irgendeinen Exzess an Sozialismus oder Barbarei alle Fächer bis auf eines aus unserem Unterricht vertrieben werden sollten, dann müsste das Fach Literatur gerettet werden, denn im literarischen Monument sind alle Wissenschaften präsent.“

Dies sagte Roland Barthes 1977 bei seiner Antrittsvorlesung am Collège de France in Paris. Mit einem solchen Selbstbewusstsein in Bezug auf die Rolle der Literatur und damit auf ihre eigene Funktion als Intellektuelle sind heute nur noch wenige Literaturwissenschaftler gesegnet. Gleichwohl denke ich, dass Roland Barthes in weiten Teilen Recht hat. Das inzwischen gewachsene Maß an Selbtkritik der Geisteswissenschaftler ist vielleicht nicht nur von Nachteil, zwingt es doch zu einer Präzisierung des Nachdenkens darüber, welche Rolle die Geisteswissenschaften und in Sonderheit die Literaturwissenschaft in der Wissenslandschaft spielt. Doch scheint es mir wieder an der Zeit, dass die Geisteswissenschaften sich auf ihre unverzichtbaren Stärken besinnen.

Zu diesem anderen, reflektierten Wissen und der anderen, nämlich ästhetischen und lebendigen Form der Vermittlung dieses Wissens gehört auch, dass Literatur den ganzen Komplex individueller und kollektiver Erinnerung zur Sprache bringen kann. Nicht zu übersehen ist, dass die Literatur bei diesem Unterfangen über eine Fülle anderer Register verfügt als etwa die Historiographie oder andere rekonstruierende Diskurse. Vor allem teilt sich die Literatur der Erinnerung über Bilder und Sprachbilder mit. Nicht zufällig gilt eine breite literaturwissenschaftliche Forschung, vor allem seit den 1990er

Barbara Naumann

Jahren, dem Komplex der Erinnerung und ihrer Entfaltungsmöglichkeit durch die Literatur. Anders als alle Diskurse, die sich positive Aussagen über historische Ereignisse und über individuelle Erfahrungsweisen zur Aufgabe machen, stellt die Literatur Erinnerung in ihrer ganzen Komplexität, in ihrer Erscheinungsweise als Bild und Narration oder auch als Unterbrechung und Versagen, als Diskontinuität von Bild und Narration dar. Erinnerung der Literatur heißt stets doppeldeutig, dass sich jemand im Medium der Literatur zu erinnern bemüht, dass Erfahrungen mitgeteilt werden, und dass die Literatur als Darstellungsform als Schrift, sich selbst in diesem Texten mit ihren Möglichkeiten und Grenzen begegnet. So wird nicht nur ein positives historisches Wissen vermittelt, über dessen Nutzen und Nachtheil, wie schon Nietzsche befand, erst einmal noch gar nichts entschieden ist. Literatur verkörpert als lebendig mitgeteilte, *aisthetisch* nachvollziehbare, *perspektivistisch* aufgeschlüsselte, subjektive Erfahrung die Möglichkeit, auch die Erfahrung selbst als eine solche wahrzunehmen, zu artikulieren, zu reflektieren. In jeder Hinsicht geht Literatur in ihrer Art der Mitteilung über das Bereitstellen von Informationen hinaus. Um sie adäquat wahrnehmen zu können, um in einem komplexen Sinne LESEN zu können, benötigt man ohne Zweifel etwas, das heute eine Kostbarkeit geworden ist, nämlich die Distanz zu den Beanspruchungen der Arbeits- und Lebenswelt mit ihren permanenten Kommunikations- und Verfügungsansprüchen. Man benötigt, mit anderen Worten, Muße. Dies aber ist in meinen Augen kein Anachronismus, sondern gerade ein unverzichtbares Moment für alle, die an sich den Anspruch stellen, Urteile zu fällen und sich in weitreichende Entscheidungsprozesse einzubringen. Die Verwerfungen und Probleme, die aus der beschleunigten Arbeits- und Lebenswelt entspringen, sind mittlerweile so grundsätzlich und betreffen so viele Menschen, dass die Suche nach Alternativen, nach Formen des Denkens, das nicht den unmittelbaren instrumentellen Erfordernissen gehorcht, dringend geboten scheint.

Möglicherweise tendiert Literatur aufgrund ihrer Komplexität, ihrer ästhetischen und poetologischen Ansprüche, der relativen Langsamkeit ihrer Vermittlung, des Lesens, aufgrund ihrer vielfältigen Darstellungsweisen und ihrer Selbstbezüglichkeit selbst zu einer Art von elitärer Darstellungsform. Es ist in diesem Sinne paradox, dass Literatur so zugänglich sein kann wie ein Lied, das man im Vorbeigehen auf der Straße hört, steht sie doch allen zu Verfügung, die zu lesen verstehen. Ihre Stärke röhrt aus dem, was sich bestimmten instrumentellen, pragmatischen, auf immerwährende Beschleunigung und Leistungsoptimierung gerichteten Zwecken widersetzt. Literatur unterbricht und fordert Hingabe, Muße. Das ist in der gegenwärtigen Zeit unter ihren enorm beschleunigten Verwertungs- und Kommunikationsbedingungen fast schon eine ungeheuerliche Forderung. – und in dem sie diese Erfahrungen erlaubt, erlaubt sie ein temporäres Zurücktreten von eben diesen Zwecken. Diese Erfahrung oder besser: Erfahrungsmöglichkeit sollte nicht elitär sein, sondern nach wie vor Bildungsziel in einem umfassenden Sinne. Aber der Hinweis scheint mir dringend notwendig zu sein, dass es keine Eliten geben sollte, die dieses Zurücktreten, die Überschau, die Distanzierung vom Verfahrenswissen, die Gewinnung eines zweckfreien Raums der Muße nicht für sich nutzte. Die Distanzierung, die Befassung mit dem langsamen Medium Literatur, erlaubt einen Übersprung, ohne den es keine wirkliche Orientierung geben kann. Denn Eliten sollten nicht nur im Spezialgebiet Höchstes leisten, sondern auch wissen, was Leistung ist. Das kulturelle Selbstverständnis von Eliten könnte darin eine Chance sehen, Bildung neu zu entwerfen, gerade auch in einem Sinne und einer Weise, die die breite demokratische Basis der Bildung und die Durchlässigkeit der Systeme im Blick behält.

Lassen Sie mich mit dem Autor schließen, mit dem ich begonnen habe, mit dem skeptischen, zuweilen hyperkritischen, in jedem Fall messerscharf

Barbara Naumann

analysierenden Friedrich Nietzsche, der schon zum Ende des 19. Jahrhunderts versucht hat, in seinen Überlegungen zur Zukunft deutscher Bildungsanstalten Bildung aus den Begrenzungen einer positiven Wissensvermittlung mit pragmatischen Zielen herauszulösen, gerade weil er nicht im Interesse eines lebensfernen Denkens argumentierte:

Nietzsche: Über die Zukunft unserer Bildungsanstalten (1872), Vortrag IV:

„Also, meine Freunde, verwechselt mir diese Bildung, diese zartfüßige, verwöhnte, aetherische Göttin nicht mit jener nutzbaren Magd, die sich mitunter auch „die Bildung“ nennt, aber nur die intellektuelle Dienerin und Beraterin der Lebensnot, des Erwerbs, der Bedürftigkeit ist. Jede Erziehung aber, welche an das Ende ihrer Laufbahn ein Amt oder einen Brotgewinn in Aussicht stellt, ist keine Erziehung zur Bildung, wie wir sie verstehen, sondern nur eine Anweisung, auf welchem Wege man im Kampfe um das Dasein sein Subjekt rette und schütze. Freilich ist eine solche Anweisung für die allermeisten Menschen von erster und nächster Wichtigkeit: und je schwieriger der Kampf ist, umso mehr muss der junge Mensch lernen, umso angespannter muss er seine Kräfte regen. Nur aber glaube Niemand, dass die Anstalten, die ihn zu diesem Kampfe anspornen und befähigen, irgendwie in ernstem Sinne als Bildungsanstalten in Betracht kommen könnten. Es sind Institutionen zur Überwindung der Lebensnot, mögen sie nun versprechen Beamte oder Kaufleute oder Offiziere oder Großhändler oder Landwirte oder Ärzte oder Techniker zu bilden.“